

Cornelius Hartz, 1973 in Lübeck geboren, lebt seit der Schulzeit in Hamburg. Der promovierte Philologe arbeitet als freier Autor, Übersetzer und Lektor und ist Betreuer des Literaturlabors Wolfenbüttel. Er hat mehrere Romane und diverse Sachbücher veröffentlicht, die sich zumeist mit den Themen Tod und Verbrechen beschäftigen.

CORNELIUS HARTZ

Brook unter Räufern

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Catrin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/c-topf
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-358-1
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur EDITIO DIALOG,
Dr. Michael Wenzel, Lille, Frankreich (www.editio-dialog.com).

*Von allen Berufen haben es die Ärzte am besten:
Ihre Erfolge laufen herum, und ihre Misserfolge werden begraben.*
Jacques Tati

Prolog

September 2011

»Harkort? Hallo? ... Hallo! ... Komisch, da ist niemand dran.«
Angelika Harkort legte den Hörer auf die Gabel. Einen Moment lang hatte sie befürchtet, dass man sie anrufen würde, um ihr für den nächsten Tag abzusagen. Dabei hatte sie sich so gut vorbereitet.

Ihr Mann sah kurz auf. »Wahrscheinlich verwählt.« Dann widmete er sich wieder seiner Zeitung.

»Tja. Wahrscheinlich. Entschuldigt sich auch keiner mehr für, heutzutage.« Natürlich waren sie es nicht gewesen, warum sollten sie auch absagen? Trotzdem, der Zweifel blieb.

Seit fast zwei Jahren war Angelika Harkort jetzt arbeitslos, allmählich hatte sie sich daran gewöhnt, dass sie keiner wollte. Aber das würde sich am nächsten Tag bestimmt ändern, immerhin kannte sie die Arbeitsumgebung, sie war schon ein paarmal aus anderen Gründen da gewesen; und es war genau so ein Job, wie sie ihn zehn Jahre lang ausgeübt hatte. Das musste doch etwas zählen!

Dennoch, dieser Anruf ...

Zerstreut suchte sie Hausschlüssel, Geldbörse und Einkaufstasche zusammen. Sie musste noch einkaufen, auch wenn es schon dunkel wurde. REWE hatte bis zehn auf, kein Problem.

Von ihrem Haus aus würde sie den Weg durch das kurze Waldstück nehmen, bis vorn an die Straße, wo der Bus fuhr. Wie immer.

Sie dachte an das morgige Gespräch. Wie lange hatte sie kein Vorstellungsgespräch mehr gehabt? Monate war das letzte schon her. Aber das war auch nur so eine Verlegenheitslösung gewesen, die das Arbeitsamt gut gefunden hatte, Angelika nicht.

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie auf die Gestalt in dem dunklen Mantel gar nicht achtete. Sie merkte erst auf, als sie eine Stimme hörte, die sie ansprach.

»Frau Harkort?«

Angelika Harkort blieb stehen und drehte sich um.

»Ja, bitte?« Komisch, wieso hatte der denn den Hut so tief ins Gesicht gezogen? »Entschuldigung, ich war in Gedanken, ich –«

Weiter kam sie nicht. Ein heißer Schmerz in ihrem Bauch, ihre Hand fuhr hinunter, unter ihren Mantel. Sie hatte ihn gar nicht zugeknöpft. Als sie sie wieder hob, war Blut an ihren Fingern.

Erst jetzt nahm sie die Hand mit dem Messer wahr. Ihr wurde schwindlig, sie sackte auf die Knie.

Ein Arm, der ihr half, der sie sanft auf den Boden legte.

Eine Stimme an ihrem Ohr, ein Flüstern: »Entschuldigen Sie, es ist nicht persönlich gemeint. Es ist nur ... Bleiben Sie ruhig liegen, ich hole sofort Hilfe. Und pressen Sie, so doll Sie können, mit Ihrer Hand auf die Wunde.«

Über sich sah sie ein paar Zweige, die Blätter waren schon gelb. Das Gelb leuchtete in der Abendsonne. Eigentlich wirklich schön. Man hielt so selten inne und schaute es sich an.

Dann wurde ihr schwarz vor Augen.

1

Mai 2013

Als er zu sich kommt, ist da nur ein dumpfer, pochender Schmerz. Er fühlt sich benommen. So als hätte jemand seinen Kopf genommen und durchgeschüttelt, dass alle Gedanken hin und her gehen, ohne Ziel.

Er kann nichts sehen. Da ist nur tiefste Schwärze. Und das Gefühl. Dieses dumpfe Pochen in seinem Kopf.

Was ist geschehen? Was ist hier bloß los? Wo ist er?

Er fährt mit den Händen zu seinem Kopf und ertastet einen dicken Verband, der seine Augen, seine Ohren bedeckt. Irgendwo darunter ist der Ursprung des Schmerzes.

Als er sich aufrichtet, wird ihm schwindlig. Er sinkt wieder zurück. Er tastet nach dem Untergrund, auf dem er liegt. Offenbar eine lange, schmale Holzfläche. Ein Tisch? In seinem Kopf dreht sich alles. Es ist fast, als wäre er betrunken. Hat ihm jemand etwas eingeflüßt? In seinem Mund schmeckt es jedoch nicht nach Alkohol. Eher metallisch.

Etwas später ein zweiter Versuch. Seine nackten Beine gleiten über die Seite, seine Füße berühren kalten Beton. Er bemüht sich, kontrolliert und langsam zu atmen. Nun spürt er, dass auch seine Beine schmerzen und sein Rücken.

Wie lange hat er hier schon gelegen?

Er fährt behutsam mit den Händen zum Verband und sucht ein loses Ende. Da, eine Metallklammer. Das Geräusch, als die Klammer zu Boden fällt, hört er nicht. In seinen Ohren ist nur ein dumpfes Rauschen.

Vorsichtig wickelt er den Verband ab. Der Schmerz pocht, sein Ursprung ist nun deutlicher. Hinter der Nasenwurzel, ein wenig weiter rechts. Als er das letzte Stück des Verbands entfernt hat, ist es um ihn herum immer noch stockfinster. Er zwingt sich wieder, kontrolliert zu atmen. Ein und aus.

Ein und aus.

Langsam gewöhnt er sich an die Dunkelheit. Er hält sich am Tisch fest und richtet sich auf, schemenhaft nimmt er den Raum um sich herum wahr. Doch ihm scheint, als sähe er nur mit dem linken Auge. Was ist mit dem rechten? Er wagt nicht, es zu befühlen.

Er lässt den Tisch los und geht zwei Schritte in Richtung Wand. Der Schwindel wird stärker, aber das hat er erwartet.

Durch einen Spalt scheint fahles Licht in den Raum. Das muss eine Tür sein. Drei, vier vorsichtige Schritte reichen, dann hat er mit der Hand die Klinke erreicht. Er drückt sie herunter. Abgeschlossen.

Neben der Tür muss doch ein Lichtschalter sein. Ein Lichtschalter ist immer neben einer Tür.

Das Licht blendet ihn, und er will die Augen zusammenkneifen. Nur das linke gehorcht, im rechten scheint er kein Gefühl zu haben.

Nach einiger Zeit öffnet er das Auge wieder. Ein paar Details kann er erkennen. Wenn er nur nicht so kurzsichtig wäre! Er blickt an sich hinunter. Nichts als seine Unterwäsche trägt er. Trägerunterhemd, Boxershorts. Keine Socken, keine Schuhe. Der Fußboden ist kalt.

Dort, an der Wand, hängt ein Spiegel. Das merkt er auch ohne Brille. Als er näher kommt, sieht er immer deutlicher sein Abbild, aber erst, als er direkt davorsteht, erkennt er Einzelheiten. Seine Haare sind zerzaust. Auf dem rechten Auge klebt eine Baumwollauflage, die kennt er aus dem Krankenhaus. Sie ist an einer Stelle dunkelrot verfärbt.

Vorsichtig entfernt er das Wattepad, und jedes Ziehen der Watte an den Rändern seiner Augenhöhle, wo Schweiß und verkrustetes Blut sie festkleben, verstärkt den seltsam dumpfen Schmerz in seinem Kopf.

Da, endlich.

Er lässt das Wattepad fallen. Seine Knie geben nach, und er sackt zu Boden.

2

Brook stand der Schweiß auf der Stirn. Angstschweiß. Er spürte von irgendwoher einen leichten Luftzug, der die Feuchtigkeit auf seinem Gesicht unangenehm kalt werden ließ. Wie eine Totenmaske, dachte er. Das passte auch, denn gleich würde er sterben.

Vielleicht wäre das gar nicht so schlimm. Wenn er tot wäre, müsste er nicht mehr zur Arbeit. Dann müsste er keine Verantwortung mehr übernehmen. Dann würde ihn niemand mehr mit dummen Fragen belästigen und ihm seine Zeit stehlen. Dann müsste er sich nicht mehr mit Polizeihauptkommissar Pöhlmann herumärgern. Und dann käme er vor allem nicht mehr in solche Situationen wie diese hier.

Der Mann mit der Pistole zielte noch immer auf ihn.

Brook blickte direkt in die Mündung, sah im Inneren des Pistolenlaufs die geschwungenen Linien auf dem schwarz glänzenden Metall.

Er wandte den Kopf, um dem Mann ins Gesicht zu sehen, und musste zu seinem Entsetzen feststellen, dass der Mann keine Augen hatte, keine Nase und keine Ohren. Das ganze Gesicht war ein großer, ein riesiger Mund, der sich nun öffnete, dessen Lippen sich bewegten. Doch es kamen keine Worte. Stattdessen vernahm Brook einen Ton, der gar nicht passen wollte. Er klang – Brook musste überlegen –, er klang mechanisch, genau. Mechanisch klang er. Ein Piepton, ein automatisches Piepen, das immer stärker anschwellte, bis es seinen ganzen Kopf ausfüllte.

Die Welt um ihn herum verschwand.

Kriminalhauptkommissar Gunwald Brook vom Polizeikommissariat 37, Hamburg-Wandsbek, knurrte, drehte sich im Bett herum und fuhr dann, ohne hinzusehen, mit der Hand über den Nachttisch. Der Wecker fiel zu Boden, und das Piepen hörte auf.

Was hatte er da eben geträumt? Er schloss noch einmal die Augen und versuchte, sich zu erinnern, konnte sich aber nicht auf das Bild konzentrieren. Es war verloren.

Dennoch war auf einmal eine halbe Stunde vergangen, als er die Augen wieder aufschlug. Er war noch einmal eingeschlafen.

Brook fluchte, sprang aus dem Bett und rutschte auf dem

Läufer aus, der auf dem Laminat lag. Unsanft landete er auf dem Steißbein. Ein stechender Schmerz durchzuckte ihn. Er stöhnte auf.

Als er sich endlich aufgerichtet hatte, hatte sich das Stechen im Steiß in ein dumpfes, aber nicht minder schmerzhaftes Pochen verwandelt. Brook bewegte sich mühsam in Richtung Badezimmer.

Das warme Wasser der Dusche tat gut, und der Schmerz ließ nach. Er stellte das Wasser noch ein wenig wärmer und betastete seinen Bauch. Er war immer noch zu dick. Immerhin konnte er sein Genital sehen, wenn er sich etwas vorbeugte. Trotzdem war ihm klar, dass er seine Anstrengungen, Diät zu halten und Sport zu machen, zumindest fortsetzen, wenn nicht noch ausbauen musste. Vielleicht schaffte er noch ein, zwei Kilo, bis Thea zurückkam.

Insgesamt drei Wochen dauerte die Fortbildung für Polizisten des mittleren Dienstes aus allen Bundesländern zum Thema »Teambuilding«, die in Villingen-Schwenningen stattfand, und eineinhalb Wochen waren erst um. Ausgewählt worden zu sein war ein Privileg; natürlich hatte Brook dabei seine Hand im Spiel gehabt. Obendrein würde Thea Matthiesen, wenn sie zurückkam, turnusgemäß von der Kriminalmeisterin zur Kriminalobermeisterin befördert werden, verbunden mit einem Aufstieg von der Besoldungsgruppe A7 nach A8. Natürlich gönnte Brook ihr das alles, keine Frage, aber er konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass sie auf dem Lehrgang jemanden kennenlernen würde, der besser zu ihr passte als er selbst. Wenn man so lange so eng mit anderen zusammensaß, konnte doch alles Mögliche passieren.

Ihre Beziehung war noch jung, erst wenige Monate alt. Und vor allem war er ein grantiger sechsundfünfzigjähriger Witwer mit Übergewicht, bei dem nun langsam das Haar dünn wurde, und sie eine lebhafteste, attraktive, siebenunddreißigjährige Frau. Auch wenn sie schon einmal verheiratet gewesen war: Sie war sozusagen in den besten Jahren, und die hatte Brook hinter sich. Lange hinter sich.

Wie oft hatte Brook sich dazu ermahnt, die ganze Geschichte nicht so sehr mit Bedeutung aufzuladen. Es ging gut, solange es

gut ging. Punkt. Aber er konnte nicht leugnen, wie viel sie ihm bedeutete.

Seit Anna Brook vier Jahre zuvor an Krebs gestorben war, hatte er sich oft die Frage gestellt, wofür er überhaupt lebte. Meistens morgens nach dem Aufwachen. Er hatte sich nicht vorstellen können, jemals wieder einen Menschen zu finden, der ihren Platz einnehmen würde.

Es war Bauchspeicheldrüsenkrebs gewesen. Sie hatte sehr gelitten, aber alles tapfer über sich ergehen lassen – die Chemotherapie, die langen Wochen in der Klinik. Ihn hatte diese Zeit viel Kraft gekostet. Ein halbes Jahr dauerte es von der Diagnose bis zu ihrem Tod. Zwar war das viel weniger als bei anderen Krebsarten, aber für Brook war es die längste und schlimmste Zeit seines Lebens, zumal die Ärzte von Anfang an keinen Zweifel daran ließen, dass sie wenig Hoffnung hatten. Woher sollte sie, woher sollte er dann Hoffnung nehmen?

Als hätte sich alles gegen ihn verschworen, hatte er damals mehrere komplizierte Fälle fast gleichzeitig lösen müssen. Viele Überstunden waren angefallen, und nach Feierabend war er meist noch in die Klinik gefahren. Oft hatte seine Frau dann schon geschlafen, und er hatte an ihrem Bett gesessen und ihre Hand gehalten, die immer knochiger wurde, als würde man das Leben aus ihr herausaugen.

Damals hatte er sich manchmal sehnlich gewünscht, gläubig zu sein. Die Gewissheit zu haben, dass der Tod, der bald unabweidbar schien, nicht das Ende sei. Und jemanden bitten zu können, dafür zu sorgen, dass alles gut würde.

Anfangs hatte Brook noch mehrere Fotos von Anna in der Wohnung gehabt, nach dem Umzug in die neue, kleinere Wohnung in Rahlstedt, auf dem Nachttisch, im Wohnzimmer, im Flur. Aber nach ein paar Tagen hatte er die Bilder fortgenommen und in einer Kommode verstaut. Schon beim Aufstellen hatte er sich geärgert, dass er kein Foto fand, auf dem sie wirklich *wie sie selbst* aussah. Immer verzog sie irgendwie das Gesicht oder lächelte in einer Art und Weise, die ihm völlig fremd war.

Sie war fort, und erst dann wurde ihm klar, wie sehr er für sie gelebt hatte, wie er seine Arbeit und seine Karriere definiert

hatte: als materielle Grundlage des Lebens mit ihr. Die Arbeit selbst hatte ihn immer befriedigt, das war ihm klar, sonst hätte er diesen Beruf nicht dreißig Jahre durchgehalten. In sieben Jahren würde er in Pension gehen. Und was dann?

Fast alle seine Freunde waren eigentlich Annas Freunde gewesen. Nur einer, den kannte er schon seit der Schulzeit. Aber sie sahen sich viel zu selten. Er wohnte in Hessen. Kurz: Er hatte gelernt, sich damit abzufinden, für den Rest seines Lebens allein zu sein. Bis er Thea Matthiesen kennengelernt hatte.

Sie hatte schon mehrere Jahre auf seinem Stockwerk gearbeitet, aber erst als Pöhlmann, sein Chef, sie im vergangenen Herbst seiner Sonderkommission zugeteilt hatte, waren sie sich nähergekommen. Und niemand war überraschter als er selbst, dass sie seine Zuneigung erwiderte.

Am Anfang hatte er gegen das Gefühl ankämpfen müssen, seine verstorbene Frau zu betrügen. Dann die schulterklopfenden Kollegen ertragen, als Thea ihre Beziehung öffentlich machte. Und schließlich seinen Alltag komplett umstellen müssen, den er seit Jahren auf sein einsames Witwerdasein eingerichtet hatte. Allmählich war er ruhiger geworden und hatte die neuen Momente des Glücks genießen können. Doch tief in seinem Inneren lauerte immer noch die Angst, dass sie ihn irgendwann wieder verlassen würde. Dass sie einfach fort wäre. Genau wie Anna.

Brook stieg aus der Dusche und trocknete sich ab. Als er sich hinunterbeugte, um mit dem Handtuch seine Beine und Füße zu erreichen, spürte er wieder den dumpfen Schmerz am Ende seiner Wirbelsäule. Auch das Anziehen bereitete ihm Schwierigkeiten. Er sah auf die Uhr. Seit zehn Minuten hatte er im Büro sein wollen. Bei sich selbst verabscheute er Unpünktlichkeit beinahe noch mehr als bei anderen. Das Frühstück musste jetzt ohnehin ausfallen.

Als Brook unter Schmerzen ins Auto stieg, klingelte sein Handy.

»Jaja, ich komme ja schon«, murmelte er zu sich selbst.

Er ärgerte sich. Konnten die nicht abwarten, bis er im Büro eintraf? Er wusste selbst, dass er spät dran war.

Das Display zeigte an, dass sein engster Mitarbeiter, Krimi-

nalkommissar Gerrit Hellkamp, am Apparat war. Seltsamerweise rief er von seinem Handy aus an.

»Brook«, bellte er unwirsch in den Apparat.

»Hellkamp hier.«

»Das sehe ich. Was ist denn? Ich bin gleich im Büro.«

»Das können Sie sich sparen. Fahren Sie zum Krankenhaus Dulsberg, ich bin schon da.«

»Wie, Krankenhaus? Ist was passiert? Hatte jemand einen Unfall?«

»Na ja, wie man's nimmt. Es ist eher ein ... äh, ein Päckchen. Ich erzähle Ihnen alles, wenn Sie hier sind.«

Hellkamp legte auf.

Genau da gehöre ich hin, ins Krankenhaus. Scheiß Steißbein. Brook drehte den Zündschlüssel um.

3

Die Maisonnette strahlte. Brook musste die Sonnenblende herunterklappen, als er zwanzig Minuten später auf den Parkplatz des Krankenhauses einbog. Ein Streifenwagen stand dort, und rechts daneben erkannte er Hellkamps Wagen, einen laubfroschgrünen Ford Granada von 1975 mit Stufenheck und schwarzem Vinyl Dach. Brook parkte neben dem Ford ein und stieg aus. Sofort spürte er wieder den Schmerz in seinem Steiß. Brook stöhnte. Dann atmete er tief ein und betrat die Klinik.

Am Informationstresen wurde er von einer freundlichen jungen Dame begrüßt.

»Guten Morgen. Wie kann ich helfen?«

»Mein Name ist Kriminalhauptkommissar Brook, ich soll –« Er fühlte plötzlich einen Kloß im Hals und sprach nicht weiter.

Doch das machte nichts, die Dame wusste offensichtlich Bescheid. »Ah ja. Wenn Sie sich bitte im Büro des Chefarztes Professor Radeberger melden würden? Dritter Stock, Zimmer 304.«

Brook murmelte ein Dankeschön und ging zum Fahrstuhl. Er musste nicht lange warten, bis ein heller Ton anzeigte, dass der Fahrstuhl das Erdgeschoss erreicht hatte. Die Kabine war leer, und Brook atmete unwillkürlich auf. So lange er zurückdenken konnte, hatte er etwas gegen Krankenhäuser gehabt. Es herrschte dort eine ganz besondere Atmosphäre, die es nirgendwo anders gab, auch nicht in Arztpraxen oder im Labor des Gerichtsmedizinischen Instituts. Eine gedrückte Stille und ein Hauch von Verzweiflung im Inneren, Menschen, die den Bau mit bedrücktem Gesichtsausdruck betraten, und Menschen, die ihn mit einer Mischung aus Angst um einen geliebten Menschen und Erleichterung, nicht dort bleiben zu müssen, wieder verließen – eine Mischung, die vor allem für ein Gefühl der Schuld und des Versagens sorgte. So nahm Brook Krankenhäuser wahr, und zwar alle; er wusste selbst nur allzu gut, dass vieles davon lediglich seine eigenen Erfahrungen widerspiegelte, in erster Linie die, die mit dem Tod seiner Frau zu tun hatten. Zwar war sie nicht in diesem Krankenhaus gestorben, doch was machte das schon? Auch hinter den Türen des Krankenhauses Dulberg wurde in erster Linie gelitten und erst in zweiter geheilt.

Brook fand schnell das Zimmer 304. »Prof. Dr. med. Dr. rer. nat. Jürgen Radeberger« stand auf einem kleinen Metallschild. Er klopfte und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten. Der Raum war offenbar das Vorzimmer des Büros des Chefarztes. Aktenschränke, Regale, ein Schreibtisch, eine gepolsterte Tür, die sicherlich zum Allerheiligsten führte.

Zuerst registrierte er zwei uniformierte Beamte, die Brook nicht bekannt vorkamen, und seinen engsten Mitarbeiter, Kriminalkommissar Gerrit Hellkamp. Alle drei grüßten in seine Richtung. Daneben befand sich noch eine Person im Zimmer, und diese schien zum Krankenhaus zu gehören, was Brook daraus schloss, dass die Frau ihn nicht grüßte, sondern nur irritiert anblickte. Sie war relativ füllig, sah aus wie Anfang oder Mitte fünfzig, trug ein Kostüm in Grau und Blau und um den Hals an einer Kette eine Lesebrille mit goldenem Rand.

»Da sind Sie ja«, sagte Hellkamp und zwinkerte Brook zu. »Denn man ran ans Werk!«

Brook kannte seinen dynamischen Kollegen gut genug, um sich von dessen munterem Tonfall nicht zur Annahme verleiten zu lassen, dass hier nichts Schlimmes passiert sei. Selbst im Angesicht der übelsten Gewaltverbrechen hatte Hellkamp manchmal noch so flotte Sprüche auf Lager, dass Brook ihn immer wieder zurechtweisen musste. Immerhin ärgerte er sich nicht mehr so darüber wie vor zehn, fünfzehn Jahren, sondern musste sich mitunter eingestehen, dass er ein wenig neidisch auf Hellkamp war. Selbst als er vor über zehn Jahren so alt gewesen war wie Hellkamp jetzt, hatte er weder dessen sportliche Figur gehabt noch dessen unbekümmerte Herangehensweise an die Übel dieser Welt, mit denen sie ständig zu tun hatten. Von Hellkamps Schlag bei den Frauen ganz zu schweigen.

»Was ist denn los?« Brook blickte von einem der Anwesenden zum nächsten. Sein Blick blieb an der Dame hängen, die er nicht kannte.

»Ach ja. Das ist Frau Nikolai, die Sekretärin von Professor Radeberger.«

Die Frau erhob sich und streckte Brook die Hand entgegen. »Jutta Nikolai«, stellte sie sich vor.

Brook schüttelte ihre Hand. Sie war eiskalt. Erst jetzt registrierte er, dass Frau Nikolais bleiches Gesicht vor kaltem Schweiß glänzte. Ihre Augen zuckten nervös hin und her. Sie hatte Angst.

Er nannte seinen Dienstgrad und seinen Namen und wandte sich dann wieder an Hellkamp. »So, jetzt mal raus mit der Sprache.«

»Der Chefarzt ist verschwunden. Professor Radeberger.«

»Aha.« Brook blickte ihn irritiert an. »Das ist alles? Machen wir jetzt Vermisstenanzeigen?«

»Nein, natürlich nicht. Es ist ... na ja, äh, es ist Post gekommen.«

»Post?«

»Ja, am besten, wir gehen mal nach nebenan, da sind die Kollegen.«

Brook hasste es, wenn ihn jemand auf die Folter spannte. Genauso wie er Überraschungen jeglicher Art verabscheute. Aber er bohrte nicht weiter nach und ließ Hellkamp sein Spielchen spielen. Seine Gedanken wanderten wieder zu seinem Steißbein, das schmerzhaft vor sich hin pochte.

Sie ließen die beiden Kollegen bei Frau Nikolai im Sekretariat. Als sie den Raum verließen, bemerkte Brook noch, wie die Sekretärin sich wieder setzte, die Ellenbogen aufstützte und den Kopf in den Händen vergrub. Außerdem fiel ihm erst jetzt ein eigentümlicher Geruch auf. Säuerlich und stechend. Er machte sich eine Notiz im Geiste, um später darauf zurückzukommen.

Sie gingen ein paar Räume weiter, über einen leeren Flur. Nach Krankenhaus sah es hier eigentlich nicht aus, eher nach Behörde. Vielleicht war in diesem Stockwerk die Klinikverwaltung untergebracht.

Hellkamp hielt vor einer Tür an und klopfte. Eine Frau im weißen Schutzanzug und mit Mundschutz öffnete. Sie grüßte, und Brook murmelte eine Erwiderung. Sie war eine der Kriminaltechnikerinnen vom Erkennungsdienst, und Brook erkannte sie trotz Maske – sie trug eine Brille mit rotem Rand, ziemlich unverwechselbar. Dennoch fiel Brook ihr Name nicht ein.

»Dürfen wir rein?«, wollte Hellkamp wissen.

Die Frau nickte, schloss die Tür jedoch wieder. Als sie sie

erneut öffnete, hielt sie zwei Papiermasken und zwei Paar Latexhandschuhe in der Hand.

»Das reicht, wenn Sie nur kurz gucken wollen. Hier gibt es eh nicht viel zu untersuchen. Das geht gleich in die Rechtsmedizin, würde ich sagen.«

In Brooks Kopf jagten die Gedanken einander. War das hier ein Tatort? Gab es eine Leiche? Den Chefarzt? Aber wieso hatte Hellkamp dann gesagt, der Chefarzt sei verschwunden?

Sie legten die Masken an und zogen die Handschuhe über. Dann betraten sie den Raum. Er war taghell erleuchtet, obwohl er keine Fenster hatte. Alles in allem sah er aus wie ein kleiner Operationssaal. In der Mitte des Raumes stand ein Metalltisch, und zwei weitere Gestalten im Schutzanzug standen davor, offenbar weitere Mitarbeiter des Erkennungsdienstes.

Als Brook und Hellkamp näher kamen, traten sie zur Seite und gaben den Blick frei auf das, was auf dem Tisch lag. Zuerst sah Brook einen unscheinbaren braunen Pappkarton, eine Faltschachtel, etwa halb so groß wie ein Schuhkarton. Sie war geöffnet. Daneben lag ein leerer Plastikbeutel. Ganz leer war er allerdings nicht, sondern im Inneren mit Blut beschmiert.

Und rechts daneben, in einer silbern glänzenden Schale, lag ein Auge.

Er beugte sich über die silberne Schale. Das Auge hatte eine graublau Iris, und am weißen Augapfel schien getrocknetes Blut zu kleben. Zuerst hatte Brook gehofft, es wäre ein Glasauge oder so etwas, ein Scherzartikel vielleicht. Aber er hatte natürlich gewusst, dass das nicht der Fall war, noch bevor er es sich genauer angesehen hatte.

Immerhin gab es noch eine andere Möglichkeit.

»Ist das denn ein menschliches Auge, oder könnte es auch von einem Tier sein?«, fragte Brook die Frau vom Erkennungsdienst, deren Name ihm immer noch nicht einfiel. Woran er sich sehr wohl erinnerte, war, dass er sie in der Vergangenheit schon mindestens zweimal nach ihrem Namen gefragt hatte und ihn sich einfach nicht hatte merken können. Peinlich, peinlich. Noch einmal konnte er das unmöglich tun.

»Ein menschliches Auge.« Die Frau im weißen Schutzanzug

nickte. »Ich bin mir ziemlich sicher. Der Sehnerv ist nahe dem Augapfel abgetrennt worden, mit einem scharfen Gegenstand. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, einem Lebenden entnommen, keinem Toten. Wir schicken das Objekt sofort in die Rechtsmedizin, da erfahren Sie sicher mehr.«

»Gut, bitte gleich an Dr. Mann.«

»Sie können das ja wieder in den Karton da tun«, sagte Hellkamp und lachte. »Die Plastiktüte ist doch auch noch voll gut.«

»Sehr witzig.« Brook schüttelte den Kopf und widmete sich dem braunen Pappkarton. »Da war das Auge drin? Haben Sie die Schachtel schon untersucht?« Brook sah die Frau mit der roten Brille an, deren Name ihm nicht einfiel.

Sie nickte.

»Fingerabdrücke?«

»Ja, ein paar. Wir werden sehen, was sich damit anfangen lässt. Meine Kollegin wird die Sekretärin gleich noch erkennungsdienstlich erfassen, Daktylogramm et cetera. Denn die hat das Päckchen ja mindestens angefasst.«

»Also hat sie das Päckchen geöffnet?«

»Ja, und sich gleich übergeben, in ihren Mülleimer.« Sie grinste.

Das war der Geruch im Büro gewesen. Brook ärgerte sich. Darauf hätte er auch selbst kommen können.

»Und sie hat das Päckchen auch angenommen?«

»Ja«, schaltete sich Hellkamp ein. »Beziehungsweise nein. Es lag vor der Tür des Sekretariats, als sie zur Arbeit kam.«

»Einfach so?«

»Ja, ganz recht.«

»War es denn an jemanden adressiert?«

»Ja, auf dem Deckel steht der Name des Professors.«

»Hm.« Brook nahm die Schachtel in die Hand und faltete sie zusammen. Auf einer der Laschen war »Radeberger« zu lesen, in Druckbuchstaben und augenscheinlich mit Kugelschreiber geschrieben. Er legte die Schachtel wieder hin.

»Gut, dann gehen wir mal wieder rüber.«